



Staats- und  
Universitätsbibliothek  
Bremen

# **Staats- und Universitätsbibliothek Bremen**

**DFG Projekt Die Grenzboten**

## **Die Grenzboten**

**Berlin u.a., 1841 - 1922**

Berger, Arnold: Der Gedanke einer deutschen Sprachakademie in der  
Geschichte und in der Gegenwart

**urn:nbn:de:gbv:46:1-908**



## Der Gedanke einer deutschen Sprachakademie in der Geschichte und in der Gegenwart

Von Arnold Berger



Wir alle preisen heute den preussischen Staat als den wirksamsten Förderer unsrer nationalen Einigung. Es kann diesem Verdienste Preußens nichts von seiner Größe rauben, wenn wir aus der Geschichte erfahren, daß seine politische Thatkraft vorwiegend die Form und die natürlichen Voraussetzungen geschaffen hat, die den Zusammenschluß der Nation ermöglichten, daß der Gedanke eines einigen Deutschlands aber nicht von Preußen ausgegangen, ja sogar erst sehr spät von ihm wirklich erfaßt worden ist. Dieser Gedanke ist älter als der preussische Staat, und die Kraft, die ihm innewohnte und die Politik Preußens schließlich in seine Dienste zwang, war darum von so durchgreifender Unwiderstehlichkeit, weil sich um diesen Gedanken seit Jahrhunderten alles gesammelt hatte, was an unerfüllter Sehnsucht in den Besten des Volkes lag. Seit dem sechzehnten Jahrhundert gab es in Deutschland keinen einheitlichen Staat und keine einheitliche Kirche mehr; es gab somit keine einheitliche Entwicklung des Lebens überhaupt, denn überall mußte man auf diese Schranken stoßen. Was im Leben unwiederbringlich verloren schien, rettete sich in die Zurückgezogenheit der geistigen Welt, und an der Einheit Deutschlands zu arbeiten wurde fortan die höchste Aufgabe unsrer aufstrebenden Litteratur. Mit dem sechzehnten Jahrhundert hatte der Stand der Gelehrten die geistige Führung der Nation an sich genommen; auch die Dichtung, von Gelehrten geliebt, ordnete sich dem wissenschaftlichen Ganzen ein: noch bis tief in das achtzehnte Jahrhundert hinein ist die Dichtkunst die „schöne Wissenschaft“ und Litteraturgeschichte

„Gelehrtengegeschichte.“ Noch Leibniz erwartete die geistige und damit die politische Wiedergeburt der Nation von einer großartig entworfenen Vereinigung der gesamten wissenschaftlichen Arbeit um einen schöpferischen Mittelpunkt: die Berliner Akademie, in der der deutschen Sprache und Litteratur keine vornehmere Stelle zugewiesen war, als allen übrigen Teilen der Wissenschaften auch. Aber Schritt für Schritt vollzog sich seitdem die Ablösung der Dichtung von der Wissenschaft; sie war vollendet, als um die Mitte des achtzehnten Jahrhunderts der Stand der Gelehrten seine führende Stellung im Geistesleben an die freien Schriftsteller abgab. Die von Leibniz erstrebte realwissenschaftliche Nationalkultur war mehr und mehr zurückgetreten hinter einer rein ästhetischen Individualkultur. Der Weg war also verändert, aber das Ziel blieb bestehen, und keiner unsrer großen Schriftsteller verlor es aus dem Auge: die Einigung Deutschlands. Erst an unsern Klassikern hat sich die Nation als Eins fühlen lernen; erst die von ihnen geschaffene Gemeinschaft der sittlichen und ästhetischen Bildung, der Ideale und der Entschließungen vermochte sich jener ehernen Form zu bemächtigen, die inzwischen Preußen zubereitet hatte, und ihr jenen alles umschließenden Inhalt einzuschaffen, in dem ein Jahrhunderte gehegter Traum beglückende Gestalt gewann.

Weil eine Litteratur, die zur ganzen Nation reden konnte, erst möglich geworden war, seitdem wir eine einheitliche Schriftsprache besaßen, deshalb ist unsre neuhochdeutsche Schriftsprache die älteste Säule der deutschen Einheit und Luthers Bibel die Grundlage einer deutschen Nationallitteratur im eigentlichen Sinne. Zu einer Zeit, wo es in Deutschland weder im Staat noch in der Kirche, weder in der Rechtsprechung noch in der Gesellschaft eine wirkliche Gemeinschaft des Lebens gab, war unsre Schriftsprache fast das einzige Band, das die deutschen Stämme zusammenschloß. Kein Wunder, daß man es mit ängstlicher Sorgfalt zu hüten suchte, daß man die Schriftsprache in Zucht und Pflege nahm, um sie mehr und mehr zu einem Hort des Nationalstolzes und zu dem edelgestalteten Gefäße zu bilden, worin die teuersten Schätze deutscher Geistesarbeit würdig dargeboten werden durften.

Diese Versuche, die deutsche Sprache zu der Wertschätzung und dem Range eines kostbaren Nationalgutes zu erheben, konnten nicht vereinzelt Bemühungen gelingen, sondern nur einer Gemeinschaft sprachkundiger Männer, die, geleitet von einmütigen Grundsätzen und ausgerüstet mit der idealen Vollmacht eines anerkannten sprachlichen Gerichtshofs, in allen Teilen des Vaterlandes den Sinn für die eingeborne Schönheit und die Beredlung der Muttersprache zu wecken und zu verbreiten trachteten. Seitdem der Sieg der neuhochdeutschen Schriftsprache über die Mundarten entschieden war, nahmen ihren Ausbau und ihre Pflege Gesellschaften in die Hand, die nicht nur Einfluß auf die litterarischen Hervorbringungen in ganz Deutschland zu gewinnen suchten, sondern zum Teil auch, um diesem Einfluß größern Nachdruck zu sichern, den Schutz

der Höfe anriefen und sich zu der maßgebenden Gewalt einer fürstlich bestätigten Akademie zu erhöhen strebten. Wie der Allgemeine deutsche Sprachverein jene gesellschaftlichen Bemühungen um Hebung der deutschen Sprache in unsern Tagen wieder aufgenommen hat, so hat sich auch im Zusammenhange mit seiner Begründung das alte Streben nach einer Akademie der deutschen Sprache neue Geltung zu schaffen gewußt und ist zu einer öffentlichen Angelegenheit geworden, zu der man Stellung nehmen muß. Die Männer, die für eine deutsche Akademie eingetreten sind, unter ihnen der Begründer und Leiter des Sprachvereins selbst, sind ausgegangen von dem Standpunkte der Nützlichkeit, von der Überzeugung, daß unsre Muttersprache nicht nur schwere Schäden, wie etwa das Fremdwörterwesen, aufweise, sondern vor allem eines einheitlich geregelten Sprachgebrauchs und einer einheitlich geregelten Rechtschreibung ermangele, deren Schwankungen zu beseitigen am besten den Feststellungen einer Akademie aufbehalten bleibe, die mit allen Verwaltungs- und Berufszweigen amtliche Fühlung hätte, den sprachlichen Ausdruck auf allen Gebieten des öffentlichen Lebens überwachte und durch Herausgabe von Sprachlehren, Wörterbüchern, litterarischen Denkmälern, durch Forschungen zur Geschichte der Sprache und ihrer Mundarten u. s. w. der Fortbildung der Sprache neue Quellen öffnete, ihre gründliche Kenntnis und Pflege zu einer staatlich anerkannten Nationalsache erklärte und damit auch an ihrem Teil ein Stück deutscher Einheit verkörperte. Nach der geschichtlichen Berechtigung eines solchen Verlangens hat man dabei wenig gefragt; wenn wir den Gedanken einer Akademie der deutschen Sprache in seiner geschichtlichen Entwicklung verfolgt haben werden, wird sich auch die Frage, ob wir heute einer derartigen Anstalt bedürfen oder nicht, vermutlich mit gewichtigeren Gründen, als denen der scheinbaren Nützlichkeit, entscheiden lassen.

Gesellschaften zur Pflege der Sprache und Litteratur hat schon das Mittelalter gekannt; man braucht nur an die gelehrte Vereinigung am Hofe Karls des Großen zu erinnern, deren Mittelpunkt Alcuin war, an die deutschen Sängergenossenschaften, aus denen sich die Meisteringerschulen entwickelten, an die Dichterschule am sizilischen Hofe zu Palermo oder an das Collège du Gay-Sçavoir, das im vierzehnten Jahrhundert zu Toulouse zusammentrat und seit 1694 Académie des jeux floraux heißt. Der Name Akademie war jedoch dem Mittelalter fremd, erst der Humanismus schuf ihm ein neues Ansehen, und er ward fortan, wenigstens nach dem überwiegenden Sprachgebrauche, für gelehrte Gesellschaften üblich, die im Gegensatz zu den Universitäten der Pflege der Wissenschaft an sich, ohne die Absicht lehrmäßiger Übertragung, gewidmet waren.

Die ersten gelehrten Gesellschaften, die sich mit dem klassischen Namen schmückten, waren die in Neapel 1433 gestiftete Academia Pontaniana und die von den Medicern unterstützte Academia Platonica, die seit 1474 zu Florenz

bestand. Stand hier die Pflege der Sprache neben der der Philosophie, so gewann sie eine ausschließliche Geltung in der berühmten, 1582 zu Florenz gestifteten Accademia della Crusca, die in ihrer Vereinigung philologischer und schönwissenschaftlicher Thätigkeit auch für andre Länder von vorbildlicher Bedeutung wurde. Da die italienische Litteratur in ihren Anfängen nur eine Nachbildung der provenzalischen war, so war ihr damit ein rein gelehrtes Gepräge verliehen, und indem die Aneignung dieser fremden dichterischen Welt auch die Aneignung ihrer zwar verwandt, aber doch fremdartig anmutenden Sprache nötig machte, in der man mit den Provenzalen sogar zu wetteifern strebte, wurde die Fähigkeit, eine fremde Sprache grammatisch aufzufassen und ihren Bau mit der eignen zu vergleichen, in Italien früher geübt und rascher entwickelt, als irgendwo sonst. Von Anbeginn gingen Dichtung und philologische Untersuchung in Italien Hand in Hand, und Dante war Dichter, Ausleger der eignen Dichtung und Sprachforscher zugleich. Diese gelehrte Beschäftigung mit der Sprache wurde durch den Humanismus auf neue Grundlagen gestellt: mit Hilfe der lateinischen Grammatik suchte man sich auch in der Muttersprache zurechtzufinden. Zwar schienen die Mundarten zunächst aller Regeln zu spotten, aber die Dichtersprache des vierzehnten Jahrhunderts wurde nun die Grundlage für den Ausbau der Grammatik und Wortforschung, und einen ersten Abschluß gewannen solche Arbeiten durch das große Wörterbuch der Crusca, das zum erstenmale 1612 herauskam. Crusca bedeutet Kleie: diese Männer wollten das Mehl der italienischen Sprache von der Kleie sondern; sie gingen also nicht auf eine erschöpfende Darstellung des Sprachschatzes aus, sondern sie wollten den Wortvorrat der besten Schriftsteller geben. Die erste Ausgabe war lediglich ein Wörterbuch des vierzehnten Jahrhunderts, das sechzehnte Jahrhundert war nur so weit durch Belege vertreten, als es mit der Sprache Boccaccios im Einklang war, und alle Einwendungen der Kritik haben in den folgenden Ausgaben diesen Mangel nicht tilgen helfen.

Ein deutscher Fürst, Ludwig von Anhalt-Röthen, hatte als junger Mann auf einer Reise nach Italien auch in Florenz verweilt; er hatte sich dort mit der Einrichtung der Crusca vertraut gemacht und ließ sich im Jahre 1600 in ihre Mitte aufnehmen. Er trug sich seitdem mit dem Gedanken, auch auf deutschem Boden etwas ähnliches zu versuchen, und am 14. August 1617 fand dieser Gedanke seine Verwirklichung in der Stiftung der Fruchtbringenden Gesellschaft im Schlosse Hornstein bei Weimar. Wenn diese Gesellschaft, wie ihr italienisches Vorbild auch, mit allerlei wunderlichen Namen, gestickten Wappen, Sinnbildern und Sprüchen, die mit dem Begriff des Wachstums und der Fruchtbarkeit bisweilen kaum in kenntlicher Beziehung standen, ein seltsam feierliches Spiel trieb, so wird man darüber nicht lachen dürfen, wenn man sich vergegenwärtigt, daß diese sorgsame Wertschätzung äußerer Abzeichen nicht nur in jedem Einzelnen das Bewußtsein der Gemeinschaft lebendig erhielt,

der er angehörte, und deren Grundsätzen er verpflichtet war, sondern daß dadurch auch innerhalb dieser Gemeinschaft die Standesschranken für aufgehoben erklärt wurden und der Fürst mit dem bürgerlichen Gelehrten von gleich zu gleich verkehren durfte. In der That wollten auch die Bestrebungen der Gesellschaft ernster genommen sein, als ihre spielenden Formen zunächst vermuten lassen. Ihre Hauptsatzung lautete, daß die hochdeutsche Sprache in ihrem angestammten Wesen, ohne Einmischung ausländischer Wörter, sowohl im Reden wie im Schreiben rein, zierlich und deutlich zu erhalten und auszuüben sei.

Die Sprache als ein Nationalgut zu verehren war dem Mittelalter fremd gewesen. Wie das Rittertum stolz auf seine französische Bildung gewesen war, so auch die höfische Dichtung auf die welsche Färbung ihrer Sprache; und wenn sich Thomasin von Zirclaria gelegentlich gegen die Sprachmengerei wendet, wenn sich der Tannhäuser in einigen parodistischen Versen über das Schönthun mit Fremdwörtern lustig macht, oder Niklas von Wyle für die Reinhaltung der Dichtersprache eintritt, so kommt dabei der nationale Gesichtspunkt gar nicht in Frage, nur der des äußern Wohlstands; bei Niklas von Wyle (1478) klingt allerdings schon eine Ehrfurcht vor unsern Altvordern durch, die allen modischen Neuerungen abhold ist. Der nationale Gesichtspunkt erlangte aber mit dem sechzehnten Jahrhundert fast ausschließliche Geltung. Die Kirchenspaltung zwang den katholischen Süden, mit Italien und Spanien Fühlung zu suchen, die Calvinisten suchten Verbindungen mit ihren Glaubensgenossen in Frankreich und den Niederlanden; vertriebene Hugenotten, die sich massenhaft nach Deutschland wandten, Eheverbindungen regierender Fürsten mit ausländischen Prinzessinnen, der vermehrte Besuch französischer Universitäten, besonders durch junge Rechtsbesessene, die immer mehr aufkommenden Reisen ins Ausland, das stetig wachsende Lesebedürfnis, das sich am liebsten an den Übersetzungen ausländischer Unterhaltungsschriften befriedigte, alles das beförderte mehr und mehr das Eindringen fremder Bestandteile in die deutsche Sprache. War die Sprache der Gebildeten vorwiegend durch französisches Flickwerk entstellt, so wurde die Sprache des Rechts, so weit sie nicht selbst lateinisch war, doch über die lateinische Drehbank gezogen, die Kanzleisprache hatte sich aus diesen beiden ein widerwärtiges Gemisch zurechtgemacht, über das schon Aventin und Tschudi ihren Unwillen laut werden ließen. Die Schuljugend erhielt nicht nur keinen deutschen Unterricht, sondern durfte sich sogar im Gespräch nur des Lateinischen bedienen; erst am Anfang des siebzehnten Jahrhunderts gelang es dem entschiedenen Vorgehen Wolfgang Ratkes, den deutschen Sprachunterricht in die Schule einzuführen. Ungefähr gleichzeitig erschienen die ersten regelmäßigen Zeitungen, die der Sprachmengerei neuen Vorschub leisteten. Die Sprache des Handels und der Musik strogte von italienischen Wörtern, die des Kriegshandwerks von französischen, und die gelehrten Dichter prunkten mit einer nationalität-

losen Buntscheckigkeit des Ausdrucks. Das erste deutsche Fremdwörterbuch von Simon Nothe (1572) enthielt bereits gegen 3000 Fremdwörter. Und der Kampf gegen diese Eindringlinge wurde jetzt zu einer nationalen Sache.

Wenn es noch heute viele Leute giebt, die den Kampf gegen die Fremdwörter nach der Weise des siebzehnten Jahrhunderts nicht für eine ästhetische, sondern für eine nationale Notwendigkeit erklären möchten, so muß denen wohl entgegengehalten werden, welchen Ursachen der leidenschaftliche Kampf von damals eigentlich entsprang. An der Sprache hing eben damals allein die große Frage der Einigung Deutschlands: die unselbige Zersplitterung und das fremde Joch, die aus dem öffentlichen Leben nicht wegzuschaffen waren, sollten wenigstens in der Sprache der Einheit und Selbstherrlichkeit weichen. Man schlug auf die Fremdwörter los, aber man meinte die fremden Unterdrücker, die am deutschen Marke zehrten, die mit dem Auslande buhlenden Höfe und alles, was sich einem aus der Tiefe des Volkes zornig sich aufringenden Nationalbewußtsein in den Weg zu stellen schien. Nur daraus ist es zu verstehen, wenn man in den Fremdwörtern geradezu die Ursache des Unglücks der Nation suchen möchte, indem Haß und Feindschaft durch sie gefördert würden, wenn man die deutsche Sprache als eine keusche und mächtige Königin feiert, die niemand zu gehorchen habe, wenn man sie in patriotischer Überhebung sogar für älter erklärt als das Griechische und Lateinische, die aus ihr entlehnt hätten, und vollends als die romanischen Bastardsprachen, die doch nichts als Mischungen von Latein und Deutsch seien, wenn man mit gehobener Stimme zurückweist auf die von dem Römer Tacitus gepriesene Hoheit der ehrwürdigen „teutschen Haupt- und Helden Sprache,“ und wenn man sich an dem Studium mittelalterlicher Sprachdenkmäler die Erinnerung einer ruhmreichen Vergangenheit wehmütig zurückzurufen sucht. Wie gerade die Fruchtbringende Gesellschaft die Sprache als ein Panier der deutschen Einheit angesehen wissen wollte, lehrt deutlich die Thatsache, daß die Kirchenspaltung in ihrer Mitte aufgehoben war: für sie gab es keine Katholiken, keine Lutheraner, keine Calvinisten, nur gute Christen und gute Deutsche. Die Gesellschaft zählte im Todesjahre des Fürsten Ludwig (1650) 527 Mitglieder; sie bestand noch bis in das achtzehnte Jahrhundert hinein, lange im Wachsen begriffen, aber ihre Bedeutung ließ seit dem Jahre 1650 nach. Nicht nur hervorragende Schriftsteller wie Opitz, Rist, Moscherosch, Logau, Neumark und Andreas Gryphius haben ihr angehört, sondern auch treffliche Sprachgelehrte wie Gueinz, Buchner, Harsdörffer, Schottel und Kaspar Stieler; wichtiger war aber die große Menge begeisterter und thätiger Laien. Man begann zunächst durch zahlreiche Übersetzungen die Ausdrucksfähigkeit der Sprache nachzuweisen und den Sinn für ihre Eigenart zu schärfen. Allen voran ging hier Fürst Ludwig selbst, der durch seine rege Übersetzerthätigkeit, durch die Sorgfalt, mit der er die schriftstellerischen Arbeiten und den brieflichen Verkehr seiner

Genossen überwachte, sich nicht geringere Verdienste um die Hebung und Wertschätzung des Deutschen erwarb, als durch die sprachlichen und metrischen Untersuchungen, die er anregte. Von Anfang an war aber das Absehen der Gesellschaft gerichtet auf eine Sprachlehre, ein Wörterbuch, eine Rechtschreibung und eine Poetik. Die „Deutsche Rechtschreibung“ von Christian Gueinz (1645) wurde nicht nur von den meisten Gelehrten, sondern auch von den Kanzleien angenommen. Die Sprachlehre desselben Verfassers, deren Entwurf von dem Fürsten selbst, von Schottel, Buchner und Dietrich von dem Werder begutachtet worden war, ging 1641 in Druck. Gleichzeitig kam Schottels „Teutsche Sprachkunst“ heraus, aus der sein großes sprachwissenschaftliches Werk von 1663 hervorging, das erste, worin die Behandlung der Sprache Selbstzweck geworden ist, denn was an grammatischen Arbeiten vorausliegt, war im wesentlichen für die Bedürfnisse des Lese- und Schreibunterrichts oder für Ausländer bestimmt gewesen. In diesem Werke war, wie schon vorher von Gueinz, der Plan eines deutschen Wörterbuches erörtert, das von dem Zusammenwirken mehrerer Gelehrten erwartet wurde. Die Aufgabe wurde 1691 durch Kaspar Stieler's Teutscher Sprachschatz nicht unrühmlich erfüllt; derselbe hatte schon 1673 einen mehrfach aufgelegten deutschen Briefsteller herausgegeben. Über metrische und prosodische Fragen wurden in dem Briefwechsel der Gesellschaft ernste Erörterungen gepflogen, beinahe alle Gesichtspunkte, die heute gegen die Fremdwörter vorgebracht werden, wurden hier bereits festgestellt, schon hier trat man für die Wiederbelebung veralteter und die Aufnahme mundartlicher Wörter ein, man erwog die Frage, ob der Sprachgebrauch oder die Regel des Grammatikers maßgebend sein sollte, und man bereicherte unsern Wortschatz durch eine große Menge glücklicher Neuprägungen auf dem Wege der Ableitung und Zusammensetzung, besonders die Ausdrucksweise der Grammatik (Abhandlung, Beugung, Beiwort, Beispiel, Endung, Lehrsatz, Mitlauter, Selbstlauter, Kennwort, Verksunft, Wortforschung, Zahlwort u. s. w.).

Die Gesellschaft war bald eine geistige Macht in Deutschland geworden. Die Dichter glaubten ihre Werke zu ehren, wenn sie sich auf dem Titelblatte als ihre Mitglieder bezeichnen durften. Ein Mann wie Moscherosch stellte das „hochweiseste Urteil“ der „hochlöblichen“ Fruchtbringenden „nächst Gott und dem Vaterland“ am höchsten, und Philipp von Zesen ist voll Bewunderung, wie diese Gesellschaft „die edle deutsche Muttersprache aus dem Schlamm des Verderbens und der Bergeßlichkeit“ emporgehoben. Freilich blieben auch Anfeindungen nicht aus: gleich nach der Begründung der Fruchtbringenden stiftete die Gattin Christians I. von Bernburg einen Ordre de la Palme d'or, eine Art von parodistischem Gegenstück, um französische Sprache und Bildung zu fördern; dieser Orden hatte ebenso wenig ein langes Leben wie die schäferliche Académie des vrais amants, an der sogar Mitglieder der Fruchtbringenden beteiligt waren.

Dagegen trat die Bedeutung der Gesellschaft schlagender in einer Reihe von Nachahmungen hervor, zu denen sie an verschiedenen Orten Deutschlands Anlaß gab, von denen aber keine eine ähnliche Wirksamkeit zu entfalten vermochte. Im Jahre 1633 wurde zu Straßburg die Aufrichtige Gesellschaft von der Tannen gestiftet, in der besonders Komplex von Löwenhalt, Schneuber und Weckherlin hervortreten. Das wichtigste Werk, womit diese Gesellschaft in die Sprachbewegung eingriff, war Schills „Ehrenkranz der deutschen Sprache“ (1644); ihr Andenken war noch 1680 lebendig. 1643 gründete Philipp von Zesen in Hamburg die Deutschgesinnte Genossenschaft, auch Rosengesellschaft benannt; neben Schriftstellern wie Moscherosch, Harsdörffer, Klai, Birken, Komplex von Löwenhalt und Schwieger nahm sie auch Frauen, wie die Dichterin Katharina von Greiffenberg, auf. Die Seele der Gesellschaft war Zesen, der für den Ausbau einer deutschen Prosa auch durch zahlreiche Übersetzungen unterhaltender, erbaulicher, sprachwissenschaftlicher und geschichtlicher Arbeiten thätig war. Zesen war eine sprachbildende Kraft ersten Ranges; ihm verdanken wir eine große Zahl trefflicher Neubildungen, wie Abstand, Augenblick, Brettspiel, Ebenbild, Erörterung, Gegensüßler, Gotteshaus (für Tempel), Handschrift, Höfling, leutselig, lustwandeln, Ratschluß, Scheelsucht, Sinngedicht, Spizfindigkeit, Wechselgesang u. a. Wenn ihn sein schöpferischer Sprachtrieb zuweilen ins Grenzenlose riß und sogar Lehnwörter und Namen verdeutschte, so geschah dies ausdrücklich ohne den Anspruch, solche Neubildungen andern aufzudrängen, sondern lediglich in der jugendlich ungestümen Freude an der immer überraschender sich offenbarenden und zu immer neuen Versuchen einladenden Bildsamkeit der geliebten Muttersprache. Dennoch gab diese im Grunde gesunde, aber ungezügelte Neigung ebenso viel Ärgernis, wie seine Bemühung, die undeutschen Buchstaben unsers Alphabets auszumerzen und in der Rechtschreibung die Aussprache getreu nachzubilden. Die Fruchtbringende Gesellschaft nahm ihn in ihre Mitte auf, aber nicht ohne sich gegen seine Neuerungen gelegentlich sehr entschieden zu wehren. Auch die Deutschgesinnte Genossenschaft bestand bis in den Anfang des achtzehnten Jahrhunderts, aber die von ihr ausgegangenen grammatischen Schriften sind ohne Bedeutung geblieben. Mehr eine Dichter- als eine Sprachgesellschaft war der 1644 begründete und noch heute bestehende Blumenorden der Begnißschäfer zu Nürnberg; was in ihm Harsdörffer, Klai und Siegmund von Birken für die Reinheit der Sprache wirkten, haben sie eben als Mitglieder der Fruchtbringenden Gesellschaft und der Deutschgesinnten Genossenschaft geleistet. Nur zehn Jahre bestand der 1656 von Johann Rist gestiftete, im ganzen wirkungslose Elbschwanenorden. Wenig unterrichtet sind wir über den Belorbeernten Taubenorden, die Teutschliebende Gesellschaft, die sich in der Hauptsache geschichtliche Erforschung der Sprache zur Aufgabe stellte, und den Leopoldsorden.

In allen diesen Gesellschaften kommt das Gefühl zum Ausdruck, daß man nicht nur einer nationalen Wiedergeburt der Sprache und Litteratur, sondern überhaupt höhern sittlichen Zuständen entgegengehe; daher in allen die schöne Betonung religiöser Duldsamkeit, christlicher Frömmigkeit, deutscher Treue und aller sittlichen Tugenden. Eben darin spricht sich wieder die Sehnsucht nach einem friedlich geeinigten Deutschland aus, wie besonders in einem höchst beachtenswerten Seitenerschöbling der Fruchtbringenden Gesellschaft hervortritt: in der seit 1619 bestehenden, von einer Schwester des Fürsten Ludwig geleiteten Tugendlichen Gesellschaft, einer Vereinigung gekrönter und adlicher Frauen, die in ihrem Kreise eine eintrachtige Glaubensfreiheit, die Pflege aller christlichen, häuslichen und gesellschaftlichen Tugenden anstrebten, für die Muttersprache als Grundlage des Schulwesens eintraten, in ihren Rundgebungen sich eines edeln, unvermischten deutschen Ausdruckes befleißigten, ja sogar eine sittliche Wirkung auf die Nation durch die Macht der Weiblichkeit ins Auge faßten.

Fehlte es dem nationalen Streben dieser Gesellschaften nicht an mancherlei rühriger Gegnerschaft, so offenbarte sich die Echtheit seines Gehaltes in der stetig wachsenden und immer durchgreifender sich gestaltenden Wirksamkeit ihrer Fortsetzer, von denen zunächst Leibniz und Gottsched zu nennen sind.

Leibniz führte die Spracharbeit Schottels weiter. In seiner erst seit 1846 bekannt gewordenen „Ermahnung an die Deutsche, ihren Verstand und Sprache besser zu üben“ dringt er auf die Ausbildung einer wissenschaftlichen Prosa, auf die Vervollkommnung der Sprache durch das Streben nach Reinheit und Gesetzmäßigkeit und ihre Anwendung auf allen Gebieten des Lebens; insbesondre sollten die Gelehrten nicht für Gelehrte, sondern für die Nation schreiben: nur dadurch sei die Ehre der deutschen Sprache bei den Ausländern zu retten und ihr Ansehen bei den undeutsch gesinnten Deutschen festzustellen. Und zu diesem Zweck plant er die Aufrichtung einer unter höherm Schutze stehenden Deutschgesinnten Gesellschaft, deren Absehen auf alles das gerichtet sein solle, was den deutschen Ruhm erhalten oder wieder aufrichten könne, und dazu müsse ihr vornehmstes Werkzeug die deutsche Sprache sein, für deren Würde und hingebende Pflege die „Unvorgreiflichen Gedanken“ mit patriotischem Eifer eintreten. Leibniz verlangt, wie Schottel, eine vollständige Sammlung des deutschen Sprachschazes nach drei Richtungen: ein Wörterbuch der Schrift- und Verkehrssprache, eins der Kunstworte (also ein technisches Wörterbuch im weitesten Sinne) und ein etymologisches, das er „Sprachquell“ nannte, und von dem er Bereicherungen des Wortschazes aus ältern Sprachstufen und aus den Mundarten erhoffte. Diese Leistung müsse von einer Vereinigung gelehrter Männer ausgehen, deren Aufgabe nicht nur die Bereicherung und Reinigung der Muttersprache sein müsse, nicht nur die grammatische Festigung des Hochdeutschen gegenüber den Mundarten, sondern auch

die Eröffnung neuer Quellen, an denen sich die Sprache verjüngen und Reichtum und Fülle ohne die besonders bei den deutschen Übersetzungen hervortretende schwerfällige Weitschweifigkeit gewinnen könnte. Von der in Berlin im Jahre 1700 eröffneten Akademie der Wissenschaften sollte auch diese nationale Aufgabe übernommen werden, aber der Bericht über ihre Thätigkeit aus dem Jahre 1702 rückte deren Verwirklichung nicht in nahe Aussicht. König Friedrich I. und Sophie Charlotte schätzten die Akademie, sofern sie den Glanz des jungen Königreichs und seiner Hauptstadt erhöhte; aber am Hofe zu Charlottenburg verstand man wenig Deutsch, und so wurde gerade für die Sprache von der neuen Akademie nicht viel geleistet. Die Sparsamkeit Friedrich Wilhelms I. hatte vollends für die Akademie nichts übrig, und Friedrich der Große erneuerte zwar ihr Ansehen, aber nicht den Geist ihres Stifters, vielmehr hatte sie sich in ihren Schriften seit 1744 der französischen Sprache zu bedienen. Was Leibniz von der Akademie erwartet hatte, wurde in beschränkterem Sinne durch Sprachgelehrte wie Eckhart, Schilter, Scherz, Wachter, Frisch und Haltaus geleistet. Friedrich Wilhelm I. hatte sich geschmeichelt, in der Berliner Akademie ein weit umfassender entworfenes Gegenstück zu der 1635 gestifteten Académie Française zu besitzen, aber Leibniz verdankte eine Anregung höchstens der seit 1663 bestehenden, ebenfalls auf eine Vereinigung der Wissenschaften gerichteten Londoner Akademie, während er die Académie Française, ebenso wie die Crusca, tadelte, weil sie nicht nur ihre Aufgabe allzu eng begrenze, sondern auch ihre einzige Pflegebefohlene, die Sprache, geradezu ärmer mache.

In der That hatte dieser Vorwurf Recht. Wie die Crusca, so schuf auch die französische Akademie ein Wörterbuch nicht der lebenden Sprache, sondern des sogenannten beau français, das auch in seinen neuen Bearbeitungen im wesentlichen ein Wörterbuch des siebzehnten Jahrhunderts geblieben ist und kaum zwei Fünftel des französischen Sprachschazes enthält. Noch übler gelang ihr der Versuch, eine maßgebende Sprachlehre auszuarbeiten, die man, ohne sich über ihre Grundsätze einigen zu können, schließlich Regnier-Desmaretz übergab, der sie nur zum Teil fertig brachte. Eine doktrinär ausgedistelte französische Synonymik gab in ihrem Austrage 1718 Girard heraus. Die beabsichtigte Rhetorik und Poetik blieben unausgeführt, und somit waren die wissenschaftlichen Leistungen der Akademie nur dürftig. Um so eingreifender gestaltete sich ihre praktische Bedeutung. Als eine strenge Hüterin der von Baugeles eingeleiteten kritischen Erziehung des sprachlichen Ausdrucks hat sie vor allem jene Vorzüge des Französischen ausbilden helfen, denen es einen Teil seiner Weltgeltigkeit verdankt: die vornehme Gewähltheit, die klare Schärfe und eindeutige Bestimmtheit, die Durchsichtigkeit des Satzbaues, den Wohlklang des Tonfalles und die anregende rednerische Haltung. Es sind das Tugenden, wie sie auf dem Boden der Gesellschaft erwachsen, die jeder fran-

zöfische Schriftsteller unsichtbar neben sich fühlt, und diese gesellschaftliche Haltung erleichterte auch das einheitliche Durchbringen der von dem Wörterbuche festgesetzten Formen der Rechtschreibung. Das Französische des siebzehnten Jahrhunderts ist nach der Versicherung von Vaugelas das geworden, was die Sprache der Römer zur Zeit des Cicero gewesen war, und wie diese werde es das Vorbild der künftigen Jahrhunderte bleiben. Diese stolze Versicherung hat Recht behalten: die Akademie hat politische Stürme und literarische Bewegungen überdauert, und bei allen berechtigten Anfeindungen, die ihr seit ihrer Begründung nicht erspart worden sind, ist sie selbst heute noch das Ziel des Ehrgeizes der meisten Schriftsteller, auch derer, die sich über sie lustig machten. Die Akademie ist eins der beredtesten Zeugnisse der nationalen Eitelkeit, des Autoritätsbedürfnisses und der Vergötterung der schönen Form bei unsern französischen Nachbarn, daher ihre Volkstümlichkeit, obwohl sie im eigentlichen Sinne ohne jede Volkstümlichkeit ist. Denn sie ist der Ausdruck eines mit vollem Standesbewußtsein sich abhebenden Gegensatzes der *doctes* von den *vulgaires* — *le peuple n'est le maître que du mauvais usage*, sagt Vaugelas —, sie ist der Ausdruck einer kleinen Klasse der höhern Gesellschaft, die sich annaßt, das geistige Leben der Nation zu vertreten. Aber sie hat wesentlich mitgewirkt, der französischen Hauptstadt jene ausschließliche Stellung in der französischen Bildungsgeschichte zu sichern, die sie wie eine Erbschaft des kaiserlichen Rom überkommen hat. Und wenn die Akademie durch ihr Gutachten über den „*Cid*“ die Entwicklung der Tragödie in falsche Bahnen lenkte, so hat sie anderseits den Zusammenhang der modernen Bildung mit der des klassischen Altertums zu einem freilich einseitig festgehaltenen Glaubenssatz erhoben, und durch die Verbreitung der allerdings ungeschichtlichen Überzeugung, daß es nur einen vernünftigen Geschmack gebe, dem bis dahin das perikleische, das augusteische und das mediceische Zeitalter am nächsten gekommen seien, hat sie die Verallgemeinerung und die Leistungsfähigkeit der ästhetischen Bildung Frankreichs wesentlich fördern helfen; und diese hat sich in der Sprache ihr vornehmstes Werkzeug gebildet. Wenn es uns auch bei den besten französischen Schriftstellern zu Mute sein mag, als hätten sie ihr Bestes eigentlich für sich behalten, als wäre nun doch in der Gleichförmigkeit der stilistischen Prägung das Tiefste und Mitteilenswerteste, was jene Männer empfunden und gedacht, verloren gegangen oder doch ärmer geworden — so wie man etwa in der guten Gesellschaft das Beste, was man zu sagen hat, nur andeuten und das Besondere der Persönlichkeit womöglich verleugnen soll —, so ist doch anderseits das Durchschnittsmaß sprachlicher Fähigkeit und Wohlgeübtheit in Frankreich unvergleichlich höher als bei uns. Und wenn die französische Sprache wie ihre Litteratur niemals eigentlich jung gewesen ist, so entschädigte sie von jeher für den mangelnden schöpferischen Reichtum der Jugend durch die Vorzüge des wohlgebildeten Alters und die vornehme

Formfesterheit eines gesammelten Selbstgefühls, das auf den Überlieferungen einer ehrwürdigen Kultur ruht.

Alle Vorteile einer ähnlichen sprachlichen und ästhetischen Erziehung suchte Gottsched seinem deutschen Vaterlande zu sichern, als er es unternahm, aus einer litterarischen Privatgesellschaft, die er in dem sächsischen Kleinparis vorfand, eine Akademie nach dem Muster der französischen zu gestalten, deren Wirksamkeit er unter einer königlichen oder kurfürstlichen Bestätigung über das ganze Reich auszubreiten strebte. Aber wenn man ihm auch an einer Reihe von kleinen Höfen vorübergehend wohlwollende Beachtung schenkte, so gelang es ihm weder in Berlin, noch in Dresden, noch in Wien,\*) mit seinen Akademieversuchen durchzudringen: er sah sich ganz auf private Thätigkeit angewiesen. Seine grammatischen Arbeiten haben die Einheit unsrer Schriftsprache nicht unbedeutend gefördert, Poetik und Rhetorik hat er in Lehrgebäude gefaßt und durch Erneuerung litterarischer Schätze des Mittelalters auch seinerseits zur Kräftigung des Nationalbewußtseins beigetragen; das von ihm geplante Wörterbuch wurde von Adelung ausgeführt. Zahlreiche Tochtergesellschaften standen mehr oder minder unter der Botmäßigkeit der Leipziger: in Königsberg, Göttingen, Helmstedt, Wittenberg, Altorf, Sena, Halle, Frankfurt, Duisburg, Bremen, Kiel, Greifswald und Bernburg. Manche von ihnen haben noch in unserm Jahrhundert lange bestanden. Jede dieser Gesellschaften gab eigne Abhandlungen, Dichtungen oder Zeitschriften heraus, die Senaer machte den Entwurf zu einem von allen gemeinsam auszuarbeitenden Wörterbuche, und die Bremische gab ein sehr verdienstliches Bremisch-Niedersächsisches Wörterbuch heraus. Kam auch die gehoffte Akademie nicht zu stande, so war hier doch zum erstenmale gezeigt, wie man durch entschiedene Zusammenfassung geteilter Bestrebungen einen Einfluß auf die Gesamtbewegung der litterarischen Arbeit gewinnen könne; die Teilnahme eines großen Publikums war gewonnen, und es stand nunmehr fest, daß die schöne Litteratur zur wirksamsten Vermittlerin des geistigen Fortschritts, der sogenannten Aufklärung, berufen sei.

Der Gedanke, für die litterarische Bewegung einen maßgebenden Mittelpunkt in einer deutschen Hauptstadt zu schaffen, gewann einen neuen Schwung, als Friedrich II. 1740 den preußischen Thron bestieg. Berlin begann auf junge Talente mehr und mehr Anziehung zu üben, und um 1750 finden wir hier Lessing, Mendelssohn, Nicolai, Kleist, Sulzer, Ramler, Mylius, Sack, Spalding u. a. zusammen, man macht einen vergeblichen Versuch, auch Klopstock

\*) In Wien hatte Gottscheds Akademieversuch nicht nur an dem von Leibniz einen vergeblichen Vorläufer, sondern auch an einem von Karl Gustav Heräus am Anfange des achtzehnten Jahrhunderts eingereichten Entwurfe zur Errichtung einer Karolinischen Akademie, den Gottsched 1732 in seinen Beiträgen zur kritischen Historie der deutschen Sprache (S. 269) zum Abdruck brachte („Karl Gustav Heräi Unvorgreifliche Gedanken über die Auf- und Einrichtung einer Deutschen Sprachgesellschaft, wie solche einem vornehmen Minister sind überreicht worden“).

für Berlin zu gewinnen. Die geistige Thatkraft, die der siebenjährige Krieg entfesselte, hoffte von der großen Zeit auch eine neue Blüte der Wissenschaften, aber das Gerücht, das sich im Jahre 1760 verbreitete, der König wolle eine deutsche Akademie unter dem Voritze des Pastor Lange gründen, erwies sich als irrig: es geschah nichts, als daß Lessing zum auswärtigen Mitgliede der 1744. erneuerten Akademie der Wissenschaften ernannt wurde. Als es sich einige Jahre später darum handelte, für die königliche Bibliothek einen neuen Leiter zu ernennen, schöpfte man noch einmal weitreichende Hoffnungen: man schlug erst Winkelmann, dann Lessing vor. Als aber diese beiden größten deutschen Schriftsteller der Zeit von dem Könige kurzer Hand zurückgewiesen wurden, entsagte man unwillig allen den lockenden Aussichten auf eine deutsche Akademie zu Berlin, und Lessing wandte sich in grollender Bitterkeit. Was hier nicht gelungen war, sollte jetzt noch einmal in der Kaiserstadt versucht werden: dem jungen Joseph II. brachte man seit 1765 alle jene hochfliegenden Hoffnungen entgegen, die in Preußen so schmerzlich enttäuscht worden waren, Wien sollte die litterarische Hauptstadt Deutschlands werden. Die eifrigsten Vertreter dieses Gedankens wurden Klopstock, Lessing, Wieland und Herder. Klopstock arbeitete einen umfassenden Entwurf zur Gründung einer Akademie der schönen, der philosophischen und der geschichtlichen Wissenschaften aus, den er zugleich mit der Widmung seiner „Hermannsschlacht“ dem Kaiser im Frühjahr 1768 überreichen ließ. Der Kaiser nahm die Widmung gnädig an, aber die Akademiepläne fanden keinerlei Berücksichtigung. Klopstock rächte sich in einer grollenden Ode. Viel leidenschaftlicher nahm Lessing die Sache. Mit einem merkwürdigen Eigensinn hielt er jahrelang an der einmal erfaßten Hoffnung fest, bis ihn ein Aufenthalt in Wien 1775 von ihrer völligen Aussichtslosigkeit überzeugte. Wieland hegte den Traum einer Wiener Akademie sogar bis in das Jahr 1786 und sprach mit Begeisterung von dem großen „Brennpunkt,“ in dem sich die größten Geisteskräfte vereinigen würden, um selbst das Jahrhundert Ludwigs des Vierzehnten zu verdunkeln. Wir wissen heute, daß der Gedanke einer deutschen Akademie in Wien und eines mit ihr anbrechenden goldnen Zeitalters der Litteratur, so sehr er ein Jahrzehnt hindurch das nördliche Deutschland in Atem hielt, lediglich von kunstfönnigen Privatleuten ausging und von oben her niemals ernstlich erwogen wurde. Herder, der 1780 mit einer schwungvollen Ode an Joseph II. an solchen Hoffnungen teil genommen hatte, hatte doch schon in seinen „Fragmenten,“ im Gegensatz zu den Litteraturbriefen, die Überzeugung verkündet, daß eine Zentralisirung unsers litterarischen Lebens in einer maßgebenden Hauptstadt sowohl unsrer eigentümlichen Geistesanlage, wie unsern geschichtlichen Voraussetzungen widerstreite. In der That sehen wir um das Jahr 1770 die litterarische Bedeutung von Leipzig und Berlin völlig zurücktreten hinter einer Vielheit geistiger Mittelpunkte, die sich zu rühmlichem Wettstreit rüsten: Darm-

stadt, Frankfurt, Straßburg, Zürich, Mannheim (seit 1775 die Kurfürstliche Deutsche Gesellschaft), Mainz, Karlsruhe, Dessau, Bückeburg, Braunschweig, Gotha, Weimar, Erfurt, Göttingen, Halberstadt, Düsseldorf, Hamburg und Königsberg. Der demokratische Zug der Geniezeit will weder von einem regierenden Hof- und Akademiegeschmack noch von fürstlichem Mäcenatentum wissen; nicht von oben und von außen, sondern von innen heraus hofft man eine Verjüngung des geistigen Lebens, durch herzliche Einkehr in deutsches Wesen. Das merkwürdigste Denkmal dieser von dem erstarkten Selbstgefühl des bürgerlichen Geistes geleiteten Einheitsbewegung ist Klopstocks „Deutsche Gelehrtenrepublik“ (1774), ein Buch, dessen wunderbar altfränkische Form den großen Grundgedanken birgt, daß eine nationale Wiedergeburt Deutschlands ausgehen müsse von einem idealen Bund unabhängiger Gelehrten, die die Pflege des deutschen Geistes auf allen Gebieten der Wissenschaft zur Aufgabe ihres Lebens machten. Neben der Geschichte und der Naturwissenschaft soll diesem Bunde unsre herrliche Muttersprache obenan stehen. Klopstock fordert eine Geschichte der deutschen Sprache und ein Wörterbuch; er denkt hoch von der grammatischen Forschung, er verlangt Feststellung des Sprachgebrauchs und der Wortbedeutung, aber auch metrische, prosodische und rhythmische Untersuchungen. Als das Werkzeug, womit Klopstock seine patriotischen Pläne auszurichten dachte, bot sich ihm der Göttinger Dichterbund, der unter seiner Leitung über ganz Deutschland sich ausbreitend die hervorragendsten Vertreter des geistigen Fortschritts in einer Art idealen Gemeinwesens unter selbstgegebenen Gesetzen vereinigen, in dem Bundesbuche ein Sinnbild seiner Gemeinschaft besitzen und als Reformator des Geschmacks und Verbanner des französischen Geistes dem Vaterlande die Einheit schaffen sollte. Ein solcher Bund konnte unmöglich auf die Genialsten unter der damaligen Jugend verzichten: es galt vor allem, Goethe und seinen Kreis zu gewinnen. Klopstocks Stolz ging mit Widerstreben daran, aber er ließ es sich nicht nehmen, Goethe selbst seinen Besuch zu machen, auch andre Mitglieder des Bundes fanden sich bei Goethe ein. Zu einer klaren Aussprache kam es zwar nicht, aber man gab die Hoffnung auf Goethe nicht auf. Da wandte sich dieser nach Weimar, er einigte sich nicht nur herzlich mit dem verhassten, undeutschen Wieland, er zog auch Herder, Stolberg u. a. nach sich. Auf's neue schien sich ein Hof der Litteraturbewegung zu bemächtigen, und empörende Gerüchte verbreiteten sich über eine tolle Geniewirtschaft, der sich Goethe mit seinem jungen Herzog zügellos ergeben haben sollte. Klopstock als das Haupt des künftigen „Deutschen Bundes“ entschloß sich, gegen diese vermeintliche Ehrvergessenheit eines hervorragenden deutschen Schriftstellers, der damit die Würde seines ganzen Standes herabsetze, einzuschreiten. Auf sein halb drohendes halb liebevoll mahnendes Schreiben antwortete Goethe ehrerbietig, aber kurz und scharf zurückweisend. Klopstock blieb nichts übrig, als mit Goethe förmlich zu

brechen, aber von dem Bunde, dessen wenige Mitglieder sich inzwischen zerstreut hatten, ist fortan nicht mehr die Rede.

Sein Gedanke blieb jedoch unverloren, und ein Verehrer Klopstocks, Markgraf Karl Friedrich von Baden, nahm ihn im Zusammenhange mit der Errichtung des von allen Patrioten warm begrüßten Fürstenbundes im Jahre 1787 wieder auf, indem er Herder aufforderte, einen Plan zu der Gründung eines umfassenden Gelehrtenvereins zu entwerfen, der auf die Erhaltung und Beförderung eines nationalen Gemeingeistes gerichtet sein sollte. Herder schrieb seinen Vorschlag „Idee zum ersten patriotischen Institut für den Allgeingeist Deutschlands,“ worin er drei Gebiete der Pflege einer deutschen Akademie überwies: die deutsche Sprache und Litteratur, die deutsche Geschichte und die praktische Philosophie. Ihre Mitglieder sollten über ganz Deutschland zerstreut sein, nach ihren Arbeiten besoldet werden und einen Präsidenten, sowie einen Sekretär an ihrer Spitze haben; sie sollten ihre öffentlichen Versammlungen in einer Stadt halten, die nicht unter dem Einfluß eines Hofes stünde, und ihre Veröffentlichungen zu einem Jahrbuche des deutschen Nationalgeistes vereinigen. Schlosser, Dalberg und Johannes von Müller äußerten Zweifel an der Durchführbarkeit des patriotischen Gedankens, der Fürstenbund verfiel und mit ihm der Traum eines nationalen Gelehrtenbundes. Die französische Revolution brach herein, und der hochherzige Karl Friedrich mußte sogar noch den unseligen Rheinbund erleben. Aber das Vertrauen, das die politische Einigung Deutschlands von einer nationalen Verbrüderung im Geiste hoffte, war echt; und daß eine solche auch ohne Akademien möglich sei, hat niemand schöner ausgesprochen, als Herder in den Humanitätsbriefen. Gleichwohl ist der Gedanke einer deutschen Akademie lebendig geblieben, bald als ein privater bald als ein staatlich geförderter Verein ist sie gedacht worden.

Kochs Compendium der deutschen Litteraturgeschichte (1790) bezeichnete sich als die erste gemeinschaftliche Leistung einer 1788 begründeten Deutschen Gesellschaft zu Berlin, von der aber nach dem Jahre 1794 nichts weiter verlautete. Als der preußische Minister von Herzberg, eingedenk des Leibnizschen Vermächtnisses, im Jahre 1792 an der Berliner Akademie einen besondern Ausschuß für deutsche Sprache bestellte, der fünf Preisaufgaben ausschrieb, wurde auch die Schrift Joachim Heinrich Campe's über die Reinigung und Bereicherung der deutschen Sprache gekrönt. Campe bildete alsbald eine „Gesellschaft von Sprachfreunden,“ mit der er von 1795 bis 1797 seine berühmten „Beiträge zur weitem Ausbildung der deutschen Sprache“ herausgab, eine Zeitschrift, die unsre ersten Schriftsteller kleinlich zu schulmeistern wagte und dafür den Spott der Xenien erntete. Campe's Genossen waren u. a. Eschenburg, Gedike, Rüdiger und der fleißige Kinderling (Über die Reinigkeit der deutschen Sprache, 1793. Geschichte der niedersächsischen Sprache, 1800). Er selbst hat sich durch seine beiden reichhaltigen Wörterbücher trotz auffallend

mangelhafter Kenntnisse und eines von Wieland ihm mit Recht vorgeworfenen sprachlichen Jakobinertums unbestreitbare Verdienste erworben und unsrer Sprache eine stattliche Reihe neuer Wortbildungen zugeführt (altertümelich, Beweggrund, Brüderlichkeit, Eigennamen, sich eignen, Fallbeil, Feingefühl, Flugschrift, folgerichtig, handlich, herkömmlich, Kerbtier, Lehrgang, Öffentlichkeit, Stelldichein, Tondichter, vaterländisch, verwirklichen, Zerrbild u. a.). In den Jahren 1810 bis 1812 bestand in Berlin als eine Fortsetzung des erloschenen Königsberger Tugendbundes der Deutsche Bund, der im Sinne Fichtes eine sittliche Erhebung der Nation anzubahnen und nach Art der olympischen Spiele körperliche Tüchtigkeit mit höchster geistiger Ausbildung vereinigend an einer Erneuerung des Volkstums zu arbeiten suchte. Seine Stifter waren der Turnvater Jahn, der Schöpfer des Wortes „Volkstum,“ und der Professor August Zeune, die das mit planloser Begeisterung ergriffene Studium des Altdeutschen zu einem Hort des nationalen Gedankens erheben wollten. Ihrer Anregung entsprang auch die Gründung der 1814 errichteten Berlinischen Gesellschaft für deutsche Sprache, deren patriotische Absicht Uhland 1817 in der schönen Ode „An die deutsche Sprachgesellschaft“ feierte, und die bald durch den Beitritt v. d. Hagens, Docens und Büschings ein Mittelpunkt altdeutscher Forschungen wurde, u. a. auch ein germanistisches Jahrbuch herausgab. Von Berlin ging gleichzeitig die von dem Freiherrn von Stein unterstützte Anregung aus, eine unter Mitwirkung sämtlicher Fürsten über ganz Deutschland verbreitete Deutsche Gesellschaft für Geschichte und Sprache zu gründen, wie sie ähnlich von Herder gedacht worden war. Goethe nahm 1816 die Sache in die Hand und hat mit den Brüdern Grimm eingehend über diesen Plan verhandelt, doch scheiterte er an den Schwierigkeiten der Ausführung und trat erst 1819 in der „Gesellschaft für Deutschlands ältere Geschichtskunde“ zu einem Teile ins Leben.

Unter den mancherlei Privatgesellschaften, die sich in der Folge die Pflege der Sprache im Sinne einer Nationalaufgabe angelegen sein ließen, nenne ich nur noch den von dem wohlmeinenden, aber querköpfigen „Wißmeister“ Brugger in Heidelberg 1848 ins Leben gerufenen Verein für deutsche Reinsprache, der in zwei Jahrzehnten auf mehrere tausend Mitglieder anwuchs und neben zahlreichen Schriften auch ein Fremdwörterbuch (1855) zu Tage förderte; ferner den gleichzeitig von Keil gegründeten Potsdamer Verein für deutsche Sprache, dessen Leistungen sich in der Veröffentlichung eines Deutschen Vaterlandsbuches erschöpften, und die 1859 in Nürnberg ans Licht tretende Junggermanische Gesellschaft des Hamburger's J. S. Kruger, die ein Jahrbuch „Teut“ begann, sich aber schon nach zwei Jahren auflöste. Jeder dieser Vereine bezeichnete es als seine Aufgabe, unter der Fahne der Spracharbeit alle vaterländischen Bestrebungen zusammenzuleiten, die auf eine Einigung Deutschlands hinzielten. Einen zusammenfassenden Ausdruck gewann verwandtes Streben in der 1859

erfolgten Aufrichtung des Freien deutschen Hochstiftes zu Frankfurt a. M., das auf die Herstellung einer einheitlichen deutschen Geistesmacht und die Belebung des Selbstgefühls im Volke auch durch Pflege eines edeln, reinen und unvermischten Deutsch hinzuarbeiten versprach. Ich rede nicht von den Leistungen dieser Vereinigungen, ich nenne sie nur als die jüngsten Symptome einer fast seit drei Jahrhunderten andauernden Bewegung.

Diese Bewegung hat nun seit zwanzig Jahren eine entscheidende Wendung genommen. Mit der Neuschöpfung des deutschen Reiches sahen die Sprachgesellschaften den wichtigsten Teil ihrer Aufgabe erfüllt. War die Sprache der älteste und auf lange hinaus der einzige Hort des nationalen Hoffens gewesen, so trat diese ihre Bedeutung jetzt hinter greifbareren und unmittelbarer von der ganzen Masse des Volkes empfundenen Verkörperungen des Einheitsgedankens zurück. Fortan war es nicht mehr nötig, die Sprache mit eifersüchtiger Liebe wie ein beständig bedrohtes Nationalheiligtum zu bewachen oder sie mit den wuchtigen Keulenschlägen einer unduldsamen Teutschümelei zu schützen, wie damals, wo an ihr fast allein die patriotischen Hoffnungen hingen, sondern die Entwicklung unsrer nationalen Wohlfahrt war nun in eine so ruhige, fest umschriebene Bahn geleitet, daß wir jetzt endlich die volle Möglichkeit und die leidenschaftslose Stimmung gewinnen konnten, unsre Sprache nicht mehr bloß als schwärmende Anbeter, nicht mehr bloß als nüchterne Forscher, sondern noch mehr auch als Künstler zu betrachten, sie in rein ästhetischem Sinne zu behandeln, die Reichtümer, die ihr unsre klassischen Schriftsteller mühsam abgerungen hatten, deren Ausdrucksweise von diesem Ringen noch die deutlichen Spuren trägt, diese Reichtümer zu sichten, zu veredeln, zu mehren und solche ästhetische Behandlung der Sprache immer weitem Kreisen unsers Volkes zur Pflicht zu machen, damit auch bei uns endlich Sinn und Gefühl der schönen Form, wie bei den Romanen, nicht nur in einzelnen Auserwählten, sondern in allen, die sich öffentlich der Sprache bedienen, lebendig würde und in durchgeistigten Prägungen zu Tage träte. Eine ästhetische Frage ist zunächst die Fremdwörterfrage, denn jedes Fremdwort, das dem Geiste unsrer Sprache widerstrebt und ihren Gesetzen zum Trotz sein ausländisches Gewand zur Schau tragen will, ist eine Stilwidrigkeit, eine Entstellung des sprachlichen Wohlstandes. Aber nicht minder sind ästhetische Fragen die Übereinstimmung von Gedanke und Ausdruck, die logische Ordnung, die Gliederung des Satzbaues, die Zweckmäßigkeit der Wortfügung, die Triftigkeit der Bilder, der Tonfall der Rede, die Gleichartigkeit der Schreibung, die Planmäßigkeit der Interpunktion. Man ist heute wieder geneigt, die Belebung und Leitung des ästhetischen Sprachsinns, vielleicht gar eine alsbaldige Erfüllung solcher ästhetischen Forderungen von einer Akademie der deutschen Sprache zu erwarten. In glänzender Rede ist Emil Du Bois-Reymond am 26. März 1874 in einer öffentlichen Sitzung der Berliner Akademie für diesen Gedanken ein-

getreten,\*) der bei der Gründung des Allgemeinen Deutschen Sprachvereins einen kräftigen Wiederhall weckte. Unbewußt sprach dabei etwas von den Gleichmachergelüsten des sogenannten Berlinertums mit: jene bekannte Neigung, unsre Reichshauptstadt nach Art der französischen zum ausschließlich maßgebenden Mittelpunkt unsers Lebens zu machen, auch in sprachlichen Dingen. Wie sehr das unsrer Geschichte zuwiderläuft, muß immer wieder betont werden. Auch die Geschichte unsrer Sprachgesellschaften — um diese weitere Lehre aus ihr zu entnehmen — hat uns ja ein Bild entrollt von jener Mannichfaltigkeit des Eingreifens, in der die deutschen Stämme von jeher gewetteifert haben.

Die Aufgabe der Sprachakademie soll nach dem Wunsche ihrer Fürsprecher eine doppelte sein. Einmal: wissenschaftliche Erforschung der Sprache und ihrer Geschichte. Darauf ist zu antworten, daß für eine solche Akademie keinerlei Bedürfnis vorliegt. Wir haben an den vorhandenen Akademien der Wissenschaften, an zahlreichen Zeitschriften und periodischen Unternehmungen Sammelpunkte der Forschung genug. Die Zeiten, wo sich der Fortschritt der Wissenschaften beinahe allein durch Akademien vollzog, sind längst vorbei, ein großer, ja der größere Teil der wissenschaftlichen Arbeit wird außerhalb der Akademien geleistet. Die Akademien sind notwendig, weil durch ihr Dasein vor allem der Staat Zeugnis ablegt, welche Stellung er der Wissenschaft in der Bewegung des Ganzen zuerkennt, und weil weiterhin durch den in gemeinsamen Sitzungen hergestellten Austausch die einzelnen Fachgelehrten in der beständig erhaltenen Fühlung mit den Nachbargebieten vor der Gefahr der Vereinsseitigung bewahrt bleiben. Eine Akademie, die lediglich der Erforschung der deutschen Sprache diene, würde sogar des zuletzt genannten Vorteils verlustig gehen.

Die zweite Aufgabe einer solchen Anstalt soll praktischer Art sein: Feststellung des schwankenden Sprachgebrauchs und der Rechtschreibung, sowie Pflege des reinen und guten Deutsch überhaupt. Die Akademie soll schließlich als eine Art sprachlichen Gerichtshofs dienen, bei dem sich alle öffentlichen Behörden, Verwaltungen u. dgl. Rats zu erholen hätten, was in sprachlichen Dingen Rechtsens sei; angehören müßten ihr die bewährtesten Kenner der Sprache, Schriftsteller und Forscher, ihnen zur Seite müßten Geschäftskundige stehen, die zwischen der akademischen Körperschaft und den einzelnen von ihr sprachlich beaufsichtigten Berufszweigen die Vermittlung herstellten.

Dem allem gegenüber ist zunächst die Frage berechtigt: Ist denn ein derartiges Eingreifen Einzelner in den Gang der Sprache mit dem Anspruche der Gemeinverbindlichkeit erlaubt?

\*) Die königlich preussische Regierung erklärte damals ihre Bereitwilligkeit, den Vorschlag zu prüfen, aber das von der Berliner Akademie geforderte Gutachten fiel in ablehnendem Sinne aus. Daß ähnliche Verhandlungen schon früher zu keinem Ziele geführt hatten, lehrt jetzt Leopold von Ranke's Aufsatz „Idee einer Akademie für deutsche Geschichte und Sprache“ (Sämtliche Werke Bd. 54, S. 696 ff.).

Allerdings ist unsre Schriftsprache in gewissem Sinne ein künstliches Gewächs: abgehoben von dem Mutterboden, an dem die Mundarten unmittelbar festhalten, sind ihr gleichsam die Wurzeln des natürlichen Wachstums abhanden gekommen; sie bedarf also zu ihrer Entwicklung der sorgfältigen Pflege des Gärtners. Aber sollte eine solche Pflege wohl darin bestehen, daß man die Schwankungen des Sprachgebrauchs festzulegen sucht, indem man etwa in einem Falle, wo einem Worte ein mehrfaches Geschlecht zukommt, z. B. nur das männliche für zulässig erklärte, oder wo ein Zeitwort gleichzeitig stark und schwach gebraucht wird, nur für eins von beiden entschiede, oder wo eine Anzahl verschiedener Wortformen und Wortfügungen üblich sind, nur die eine gelten ließe, die man für die beste zu erkennen glaubt? Oder wollte man gar versuchen, die Mannichfaltigkeit der Wortbedeutungen einzuschränken, indem man etwa ein Wörterbuch zusammenstellte, worin jedem Worte eine ganz bestimmte Begriffsfärbung zugewiesen wäre, in der es allein gebraucht werden dürfte? Es ist überflüssig, sich, etwa Hinblickend auf Frankreich, dies und ähnliches auszumalen, denn es leuchtet ein, daß dergleichen in unserm heutigen Deutschland durchaus undurchführbar ist, und wir wollen dankbar sein, daß uns die Ungunst und Zerrissenheit unsrer ehemaligen politischen Zustände vor der Aufrichtung einer solchen Akademie bewahrt hat. Akademien, die nicht der Pflege der Wissenschaft als solcher dienen, sondern sich ein thätliches Eingreifen in den Lebensgang der Sprache zur Aufgabe stellen, sind überwundene Veranstaltungen eines ungeschichtlich denkenden Zeitalters, denn sie ruhen auf dem Grundirrtum, daß man Entwicklungen künstlich „machen“ könne. Und weiter: eine derartige Einwirkung auf den Sprachgebrauch könnte doch wohl nur von Sachleuten ausgehend gedacht werden; aber wo will man denn die Sachleute finden, die solchem Ansinnen die Hand bieten möchten? Allerdings haben uns unsre Grammatiker Regeln gegeben, aber doch nur die haben eine Wirkung geübt, die sich an dem Sprachgebrauch ohne engherzige Strenge behutsam nachhelfend angeschlossen und taktvoll herausgefühlt haben, nach welcher Richtung er sich bewegte. Und zudem hatten ihre Regeln keine Verbindlichkeit, wo man sie nicht billigte: Goethes Sprache ist doch eine Hauptgrundlage unsrer Wörterbucharbeit geworden, wenngleich Adelung nie zugegeben hat, daß sie ein gutes Deutsch sei. Die langsam sich vollziehende Einigung und Festigung unsrer Schriftsprache hat nie des amtlichen Nachdrucks einer Akademie bedurft, sie wird auch weiterhin, gefördert durch die Bildungsmächte der Schule, der Bühne und der Kanzel, der öffentlichen Beredsamkeit und der schriftstellerischen Arbeit, ihren natürlichen Weg gehen müssen. Eine Akademie, die volle Einigung und zweifellose Regelrectigkeit — und die hat nicht einmal das Französische erreicht — auf künstlichem Wege durchsetzen wollte, würde viel mehr Widerspruch als Nachfolge finden. Wollte sie aber bei Schwankungen des Sprachgebrauchs, wie vielleicht andre wünschen, nur empfehlen, was nach

ihrer Meinung vorzuziehen ist, und auf etwaige Anfragen ihren Rat erteilen, so möchte es dazu schwerlich einer so kostspieligen Körperschaft bedürfen; vielmehr würde der Allgemeine deutsche Sprachverein durch Zeitschriften und sonstige Veröffentlichungen der Allgemeinheit dieselben Dienste leisten können, wie es denn seine Vorgängerinnen, die deutschen Sprachgesellschaften, auch gethan haben.

Aber die ängstliche Umschränkung der Wortbedeutung, die Feststellung maßgebender Regeln der Satzfügung und des Sprachgebrauchs wäre tote Willkür, die den Lebenstrieb der Sprache hemmt, weil auch die sorgfältigste und planvollste Erwägung der Ausdrucksmittel doch immer nur mit einem abgezogenen Phantom von Sprache arbeiten, aber niemals die Fülle der Möglichkeiten erschöpfen kann, die nur dem Künstler aufgehen, hervorspringend durch die lebendige Macht des sprachschaffenden Gedankens. Und will man dem Fremdwörterunwesen durch Verdeutschungsbücher abhelfen, so ist das ein Mißgriff. Solche Hilfsmittel sind für die Geistigarmen, deren ganzes Denken an Worten hängt, und die eben darum, sobald sie in ihrem schmalen Sprachvorrat auf den bequemen Schlendrian alteingemisteter Fremdwörter stoßen, sich nur durch Übersetzen zu helfen wissen und damit einer völligen Ratlosigkeit preisgegeben sind. Wenn sie in solcher Not zu einem Verdeutschungswörterbuch greifen, werden sie auch dort wenig Trost finden, denn wer will denn sagen, was das Fremdwort an sich, herausgerissen aus dem lebendigen Zusammenhang der Rede auf Deutsch wirklich bedeute? Gerade die Färbung, die man in einem ganz bestimmten Zusammenhang braucht, wird man in den seltensten Fällen verzeichnet finden.

Von all solchen schulmeisterlichen Notbrücken ist ein frischlebige Gedeihen unsrer Schriftsprache wahrlich nicht zu hoffen.

Unsre Schriftsprache ist wie eine Pflanze, die den Zusammenhang mit ihrem natürlichen Erdreich verloren hat; daher verläßt uns im Gebrauche der Schriftsprache so leicht jener dunkle, aber untrügliche Instinkt, der jedem beim Gebrauch seiner Mundart zu Hilfe kommt. Diese Sicherheit des Sprachbewußtseins kann aber auch bei der Schriftsprache mehr und mehr erworben werden, man muß ihr nur ein Erdreich schaffen, worin sie zu eigener Triebkraft erwachsen kann. Das vermögen allerdings nicht die abgezogenen Regeln einer Akademie, aber die Schule vermag es. Die Verwahrlosung der Schriftsprache ruht im letzten Grunde auf der Anschauungslosigkeit eines Denkens, das zu unlebendig ist, als daß es den Sprachstoff frei nach sich selbst zu gestalten vermöchte. Dagegen liegt eine Menge geprägter Formeln, Wortverbindungen und Satzfügungen bereit, in denen der Sprachstoff für alle möglichen Bedürfnisse schon landläufig zugerichtet ist. Mit diesem abgegriffenen Formelwerk und den bloß mechanischen Wandlungen, die es zuläßt, bestreiten die meisten ihre Ausdrucksweise; was thut es, wenn das, was sie eigentlich

meinen, sich mit jenem nur notdürftig deckt? Es ist jedenfalls bequemer, etwas von seinen Gedanken zu opfern, als sich zu bemühen, der Sprache eine neue Färbung abzugewinnen. So verarmt mit der Sprache das Denken zugleich, und durch die Fremdwörter ganz besonders, weil diese, ohne sichere Stütze in unserm Sprachbewußtsein, Denktüchtigkeit und Denkfehler vor allem andern begünstigen. Die Aufgabe der Schule muß es sein, dem Denken jene Anschaulichkeit des Inhalts zu geben, die der schattenhaften, unsinnlichen Begriffe und des daran klebenden Phrasenwerkes, dieser bloßen Hüllen ohne Kern, entraten kann, die, ganz Erlebnis und unmittelbares Gefühl von den Dingen, damit auch die sprachbildende Kraft hat, durch die uns zuweilen ein Kind in Erstaunen setzt, und die den Mundarten noch unverloren ist. Der Schulunterricht muß von der Mundart aufsteigen zur Schriftsprache; man muß erst der Sprache fürs Ohr mächtig werden, ehe man sich derer bedienen lernt, die zunächst fürs Auge gemacht ist. Wer das lebendige Bild der Welt in sich aufgenommen hat, wie es in den Mundarten gefaßt liegt, der hat gleichsam am Quell der Sprachschöpfung gesehnen, und dem wird auch die Schriftsprache zum künstlerischen Stoffe, worin er solche Bilder nachprägt, ohne der längst verblichenen Prägungen zu achten, unter denen die gemeine Sprachmünze von Hand zu Hand geht. Der Schulunterricht hätte somit nur im Kleinen und verkürzt jenen großen und mühsamen Gang nachzubilden, auf dem sich Goethe und andre unsrer größten Schriftsteller ihre bewunderte Sprachgewalt erworben haben.

An einer solchen Pflege des schöpferischen Sprachsinns ist aber heute auch der Allgemeine deutsche Sprachverein mitzuarbeiten berufen. Wer möchte die unvermeidlichen Ausschreitungen einzelner verteidigen oder nicht zugeben, daß er manches anders wünschte? Aber kleinlich ist es wahrlich, über dergleichen die Achseln zu zucken und sich durch vergängliche Nichtigkeiten den freien Blick sperren zu lassen auf den großen, gesunden Grundzug einer Bewegung, in der wir doch alle helfend mitten innen stehen, wir mögen wollen oder nicht, unter dem Zwange der Geschichte. Der Allgemeine deutsche Sprachverein ist in wenigen Jahren zu einer Macht erwachsen. Man mag ihm angehören oder nicht, gleichviel: er stellt heute doch die öffentliche Meinung in Sprachsachen vor, das gleichsam Person gewordene Sprachgewissen der Nation, dessen Stimme sich nicht mehr überhören läßt, sich vielmehr geltend macht bei allem, was wir reden, lesen und schreiben. Sein Dasein sei uns eine fortdauernde Mahnung, nicht nur Hüter, sondern auch Mehrerer der Muttersprache zu sein, nicht nur von ihrer Oberfläche zu schöpfen, sondern in ihre Tiefen zu tauchen und das echte Sprachgold heraufzuholen, dessen noch viel in ihr zu heben ist. Dazu kann uns aber keine Akademie helfen, sondern nur der in jedem Einzelnen lebendige, lernende und nachschaffende Sinn, der sich im Wesen der Muttersprache eingewohnt und sich aus ihren reinsten Quellen Gesundheit, Fülle der Jugend und Bildkraft getrunken hat.